

Alexander Gallus, Neue Zürcher Zeitung, 9. August 2001

Westliche Schwächen zur Zeit des Mauerbaus/ Uneinigkeit in der Berlinkrise 1958-1963

Drei Tage nach Beginn des Mauerbaus, am 16. August 1961, fragte die „Bild-Zeitung“ auf der von Stacheldraht umrankten Titelseite: „Der Osten handelt – was tut der Westen?“ Mit seiner in noch grösseren Lettern gedruckten Antwort verlieh das Boulevardblatt dem Gefühl vieler Westberliner Ausdruck, im Stich gelassen zu werden: „Der Westen tut NICHTS! US-Präsident Kennedy schweigt“, „Macmillan geht auf die Jagd“ und „Adenauer schimpft auf Brandt.“ Rechtzeitig zum vierzigsten Jahrestag des Mauerbaus präsentiert der Innsbrucker Zeithistoriker Rolf Steininger, der mit verschiedenen Studien zur „deutschen Frage“ hervorgetreten ist, eine Bilanz des westlichen Verhaltens während der zweiten Berlin-Krise. Sein Werk unterscheidet sich angenehm von mancher Jubiläums- oder Gedächtnisschrift, die nur Altbekanntes neu aufbereitet. Es beruht auf eingehender Aktenrecherche (vor allem in amerikanischen und britischen Archiven) und zeichnet unter Einbezug einer Vielzahl von bisher unveröffentlichten Dokumenten ein detailliertes Bild des anglo-amerikanischen Krisenmanagements in den Jahren zwischen 1958 und 1963.

Chruschtschews „Verbündeter“ Macmillan

Unter dem Strich stellt Steininger den Westmächten kein sonderlich gutes Zeugnis aus. Am schlechtesten schneiden Harold Macmillan und John F. Kennedy ab. Als Nikita Chruschtschew die Krise im November 1958 mit der Ankündigung eröffnete, die Vier-Mächte-Verantwortung für Berlin aufheben und aus dem Westteil eine „freie Stadt“ machen zu wollen, reagierte die britische Regierung wenig entschlossen. Der Premierminister suchte eine Lösung auf dem Verhandlungsweg und wollte der Sowjetunion weit entgegenkommen. Für Steininger war er in jenen Jahren der beste Verbündete Chruschtschews. Gerne hätte Macmillan, der keinerlei Interesse an der deutschen Wiedervereinigung hatte und sich wiederholt abfällig über den Bundeskanzler äusserte, die DDR zumindest de facto anerkannt. Diese von Adenauer, aber auch den Amerikanern misstrauisch beäugte „britische Schwäche“ ging, wie Steininger betont, mit massloser Selbstüberschätzung einher. „Super Mac“ nannte Präsident Dwight D. Eisenhower, der eine Politik von „Stärke und Verhandlungsbereitschaft“ verfocht, einen „Amateur“ und beanspruchte eine Führungsrolle in der internationalen Politik.

War das deutsch-britische Verhältnis von Beginn der Krise an gespannt, so nahmen die Konflikte zwischen Konrad Adenauer und der amerikanischen Administration nach dem Tod von Aussenminister John Foster Dulles im Mai 1959 stetig zu. Ihren Höhepunkt erreichten sie Anfang 1962, als überall in der deutschen Presse von einem geheimen amerikanischen Plan einer internationalen Zugangsbehörde für Berlin unter gleichberechtigter Beteiligung West- wie Ostdeutschlands zu lesen war. Die gezielte Indiskretion wurde auf amerikanischer Seite als ernster Vertrauensbruch empfunden. Der Bonner

Regierungschef seinerseits riet etwa zur gleichen Zeit dem deutschen Botschafter in Moskau: „Trauen Sie den Amerikanern nicht; sie bringen es fertig, sich auf unserem Rücken mit den Russen zu verständigen.“ Eine Lösung des Berlin- und Deutschlandproblems vorbei an Adenauer, dessen Rolle während der Krise Steininger in günstigem Licht erscheinen lässt, sollte es nicht geben. Unterstützung fand der Bundeskanzler beim französischen Präsidenten. Charles de Gaulle nahm damals eine harte Haltung ein und lehnte Verhandlungen mit der Sowjetunion unter Druck kategorisch ab. Gegenüber US-Außenminister Dean Rusk soll er gesagt haben: „Wir sind in Berlin und damit basta. Wenn die Sowjets uns daran hindern wollen, schießen wir.“

Ungenutzte Chancen Moskaus

Genauer, als dies bisher geschehen ist, legt Steininger nicht nur die Spannungen zwischen den Blöcken offen, sondern auch die grundlegenden Meinungsverschiedenheiten, Missverständnisse, Fehleinschätzungen und Unsicherheiten innerhalb der nordatlantischen Allianz, teilweise sogar in den einzelnen Regierungsapparaten. Bereits am 23. Dezember 1960 hatte der Vorsitzende der CDU/CSU-Bundestagsfraktion, Heinrich Krone, in seinem Tagebuch notiert: „So fest wie ehemals ist der Westen nicht mehr. Die Welt ist müde und satt.“ Die ganze Berlin-Krise stellte für das westliche Bündnis eine schwere Belastungsprobe dar.

Chruschtschew besaß den Vorteil, über seine Politik alleine entscheiden zu können, während im Westen drei oder sogar vier Mächte um den einzuschlagenden Kurs rangen. Es ist erstaunlich, dass der sowjetische Generalsekretär aus dieser Lage am Ende nicht mehr herauszuholen verstand als die Festschreibung des Status quo. Wie der Autor im Einzelnen zeigt, hätte die östliche Macht die westliche Konzessionsbereitschaft besser ausnutzen können. Stattdessen scheiterte sie an ihrer eigenen Sturheit und mangelndem strategischem Kalkül. Die Russen schraubten ihre Forderungen immer höher, bis diese für die Westmächte vollkommen inakzeptabel waren.

Am dichtesten ist Steiningers Studie dort, wo sie anhand der britischen und der amerikanischen Dokumente akribisch die Diskussionen und Abläufe in Washington und London während der Krise rekonstruiert. Eine vergleichbare Darstellung kann er für Deutschland und Frankreich schon deswegen nicht liefern, weil hier noch viele wichtige Quellen unter Verschluss liegen. Ähnliches gilt für die sowjetische Position: So manches über Chruschtschews Absichten und Motive liegt im Halbdunkel russischer Archive. Steininger hat einen bedeutenden Beitrag zum Verständnis der zweiten Berlin-Krise beigetragen, die im Laufe der Jahre 1962/63 ohne spektakulären Schlusspunkt langsam versandete. Das letzte Wort aber ist nicht gesprochen, gerade für die Ursachenforschung bleiben viele Fragen weiter offen.